

Ueber den
Einfluß der religiös-sittlichen Gesinnung
auf
wissenschaftliche Thätigkeit.

Re d e

an die

Studirenden der Ludwig-Maximilians-Universität
in München,

gehalten

den 11. Jänner 1851

von

Dr. Hieronymus v. Bayer,

z. Z. Rector.

M ü n c h e n.

Druck von Joh. Georg Weiß, Universitäts-Buchdrucker.

1851.

Hochansehnliche Versammlung!

Ich erscheine heute vor Ihnen, um eine Pflicht zu erfüllen, welche nach Gesetz und Herkommen mit der Amtsführung des jeweiligen Rektors verbunden ist; — die Pflicht nämlich, nach vollendeter Immatriculation einen angemessenen öffentlichen Vortrag an die Studirenden aller Facultäten zu halten.

Als Gegenstand dieses Vortrages sind zwar in der betreffenden Anordnung die academischen Satzungen bezeichnet. Da jedoch bei dieser feierlichen Gelegenheit Niemand eine trockene Erläuterung der einzelnen Artikel der Satzungen erwarten wird, so haben bisher alle zu diesem Acte Berufenen den Stoff ihrer Rede aus den allgemeinen Ideen jeder academischen Gesetzgebung abgeleitet, welche sich theils auf den Betrieb der Studien, theils auf die sittliche Gesinnung und Haltung der Studirenden beziehen.

Ueber die Ordnung der Studien habe ich im vorigen Jahre gesprochen.

Dieses Mal soll das sittliche Moment des academischen Lebens den Gegenstand meines Vortrages bilden.

Die schönste Aufgabe nun, welche ich mir in dieser Hinsicht stellen könnte, wäre ohne Zweifel die, Sie, meine geehrten Freunde und academischen Mitbürger! von dem tieferen Standpunkte der äußerlichen Legalität auf den höheren der sittlichen Freiheit zu erheben, und eine Stimmung in Ihrem Gemüthe hervorzubringen, in welcher Ihnen die — zumeist doch nur auf die Erhaltung der äußeren Ordnung und auf Abwehr gröberer Ungebühr berechneten — Vorschriften selbst nicht mehr genügen könnten; eine Stimmung, in welcher Sie sich bereit und entschlossen fühlten, aus eigener, freier Wahl und Bewegung des Guten mehr zu thun, als was eben die Gesetze von Ihnen fordern, und des Ungeziemenden mehr zu unterlassen, als was in den Gesetzen namentlich verboten und mit Abndung oder Strafe bedroht ist.

Ich verhehle mir nicht, daß zu einer erfolgreichen Lösung dieser Aufgabe eine Kraft der Rede erforderlich wäre, welche mir nicht verliehen ist. Allein, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur dieser Standpunkt unserer gegenseitigen Stellung angemessen und würdig erscheint, würde ich die Lösung wenigstens versuchen, — wenn sie überhaupt noch nothwendig wäre.

Sie ist es aber nicht mehr. Sie selbst, meine Herren und Freunde! sind mir in dieser Hinsicht zuborgekommen. Schon bei Ihrem Eintritt in unseren academischen Kreis haben Sie mir versprochen, und dieses Versprechen durch einen feierlichen Handschlag bekräftiget, daß Sie mit Eifer und Ernst nach wahrer Pietät und nach allem Dem streben wollen, was einem edlen und ehrenhaften jungen Manne geziemt; — und in diesem Versprechen ist Alles enthalten, was ich je mit meiner Rede hätte wollen und erreichen können. Denn „Pietät“ ist ein Wort von eben so

umfassender, als zarter und inniger Bedeutung. Alle edlen Züge des menschlichen Gemüthes, welche im Christenthume ihre volle Verklärung erhalten haben, — Gottesfurcht, Liebe zu den Eltern und zum Vaterlande, Achtung vor der Obrigkeit, Dankbarkeit und Milde, — alle diese Tugenden finden ihren gemeinsamen Ausdruck in dem Worte „pietas“.

Wenn mir aber auch nach dieser Seite hin nichts mehr zu thun übrig bleibt, so bietet mir doch der gewählte Stoff noch eine andere Seite dar, welche — je nach der Art ihrer Auffassung und Beurtheilung — einen wesentlich verschiedenen Einfluß auf die Dauer und auf den Fortbestand Ihres schönen Entschlusses haben könnte.

Diese Seite betrifft das Verhältniß der religiösen und sittlichen Gesinnung zu dem Berufe wissenschaftlicher Thätigkeit.

Jahrhunderte lang hat kaum irgend Jemand daran gezweifelt, daß dieses Verhältniß nur ein für die Wissenschaft erspriessliches seyn könne. In der neuesten Zeit ist aber auch dieser Ueberzeugung der Zweifel, — ja selbst directer Widerspruch entgegengetreten.

Unter den mancherlei Reformen nämlich, welche in den jüngstvergangenen Jahren gefordert worden sind, befand sich auch Eine, welche man bald „Emancipation der Wissenschaft“ schlechtweg, bald — in weniger verhüllten Ausdrücken — „Emancipation der Wissenschaft von der Religion“ zu nennen pflegte.

Da nun, wenn diese Forderung begründet wäre, jede Ermunterung an Studierende zur Pietät vielmehr verbannt, als gewünscht werden müßte; und da folglich in diesem Falle auch das mir von Ihnen geleistete Versprechen als ein am unrichtigen Orte geleistetes erscheinen würde; — so liegt es meiner Aufgabe nahe genug, von dieser Forderung Kenntniß zu nehmen, und dieselbe einer unbefangenen Prüfung zu unterwerfen.

Hierbei kommt es vor Allem darauf an, den Grund aufzusuchen, durch welchen das gestellte Begehren gerechtfertiget werden soll. Dieß ist jedoch so leicht nicht, als es scheinen möchte. Denn in den Reden und Schriften, welche dieses Thema behandeln, ist Manches unklar und unbestimmt, und viel des Gesagten besteht nur in Worten und Bildern, welche wie der Nebel zerrinnen, sobald man sie zu fassen sucht.

Die einzige, wenigstens formell haltbare Unterlage der neuen Lehre läßt sich vielleicht am Besten nach folgender Gedankenreihe formuliren:

„Die Wissenschaft soll ihrem Begriffe gemäß ein reines Produkt des menschlichen Geistes seyn. Was daher dem Menschen anderswoher, als auf dem Wege eigener, selbstbewußter Forschung zugekommen ist, darf bei wissenschaftlichen Untersuchungen nicht vorausgesetzt, oder als an sich geltend in Anschlag gebracht, sondern muß vielmehr als ein fremdartiger Stoff ausgeschieden und abge sondert werden. Religiöse und sittliche Vorstellungen und Gefühle empfängt aber der Mensch immer früher, ehe er noch selbstständig zu denken beginnt. Also darf auch diesen im wissenschaftlichen Gebiete kein Einfluß gestattet werden.“

Gegen diese Argumentation dringt sich aber zunächst folgendes Bedenken auf:

Wenn eine Voraussetzungslosigkeit, wie sie hier gefordert wird, überhaupt möglich wäre; wenn es möglich wäre, die Praeoccupation des denkenden Menschen durch früher empfangene Eindrücke, Vorstellungen und Begriffe schlechthin fern zu halten; so müßten die Anhänger der bestrittenen Lehre jedenfalls weiter gehen, als sie wirklich thun. Sie müßten dann nicht bloß die Emancipation der Wissenschaft von den Einflüssen der Pietät und Sittlichkeit, sondern auch von den Einflüssen des Gegentheils, nämlich der Impietät und der Unsittlichkeit verlangen. Denn, wer von vornherein

feindlich gegen Alles gestimmt ist, was an Gott und Gewissen erinnert, ist doch wahrlich der Gefahr einer Trübung seiner wissenschaftlichen Operationen durch diese Gesinnung nicht weniger bloßgestellt, als Der, welcher gewohnt ist, nur mit Ehrfurcht an Gott zu denken, und die Stimme seines Gewissens zu achten. — Ferner: Warum spricht man denn nur von einer Emancipation der Wissenschaft von vorgefaßten religiösen und sittlichen Grundsätzen, — warum nicht auch von der Emancipation von Vorstellungen und Gefühlen anderer Art, welche sich unvermerkt durch Erziehung, Unterricht, Angewöhnung und gesellschaftliche Tradition des Menschen bemächtigt hatten, längst ehe er noch speculativ zu denken anfing? Sind denn nicht auch diese fremdartige Voraussetzungen, welche nicht geduldet werden dürften? — Endlich, warum — wenn man consequent seyn, und sich eines vollkommen crystallreinen wissenschaftlichen Productes versichern will, — warum statuiert man nicht auch noch ein normales Lebensalter und einen normalen Gesundheitszustand, in welchen allein die speculative Production auf Anerkennung Anspruch haben soll? — Ich sehe nicht ein, auf welche Art man diese und ähnliche Fragen zurückzuweisen vermöchte. Denn es ist doch wohl keine Frage, daß ein junger Mann von zwanzig Jahren in der Regel über denselben Gegenstand andere Gedanken hat, als ein Mann von sechzig Jahren, so wie daß der Gesunde die Dinge anders beurtheilt, als der Kranke u. s. w.; und der Grund der Verschiedenheit ist auch hier nicht etwa ein durch freie Geistes-Thätigkeit gewonnener Moment, sondern etwas Aeußeres, Zufälliges, was gar nicht von uns abhängt, also gewiß etwas Fremdartiges, von Dem nun einmal schlechthin abstrahirt werden soll.

Auf jeden Fall ist also soviel gewiß, daß das Princip der neuen Lehre ungleich weiter tragen würde, als es von ihren Anhängern wirklich benützt wird.

Allein das Princip ist an sich schon verwerflich, weil es in Bezug auf den Menschen, wie er nun einmal ist, geradezu eine Unmöglichkeit

involvirt. Wenn es irgend eine gründliche Selbsttäuschung gibt, so ist es die, zu glauben, daß ein Mensch zu finden sei, der absolut indifferent, — weder fromm, noch gottlos, weder sittlich, noch unsittlich, weder gesellschaftlich gebildet, noch ungebildet wäre; — oder der Eines oder das Andere in dem Augenblicke, da er sich auf den Holsischemmel der Speculation stellt, nach Belieben ablegen könnte, ohngefähr wie man ein Kleidungsstück ablegt; — der im Stande wäre, alle seine bisherigen Vorstellungen, Begriffe, Sympathieen und Antipathieen, Alles, was er bisher geglaubt, geliebt, oder gehaßt, plötzlich und so vollständig abzustreifen, daß hinterher in dem Produkte seiner wissenschaftlichen Speculation von seiner früheren individuellen Gesinnung keine Spur mehr wahrzunehmen wäre.

Eine solche Voraussetzungslosigkeit läßt sich nur bei einem Wesen denken, welches entweder der Wissenschaft gar nicht bedarf, oder welches derselben nicht fähig ist, nicht aber bei dem Menschen, der zwar durch seine innere Anlage zum Denken und Forschen angetrieben wird, aber nebenbei unvermeidlich von tausenderlei Umständen, Einflüssen und Zufälligkeiten abhängt, deren er sich häufig nicht einmal klar bewußt ist.

Wenn Dem aber so ist, so kann nur die Frage noch in Betracht kommen, ob denn wirklich der Wissenschaft deshalb irgend eine Gefahr droht, weil etwa ihre Jünger von den Gesinnungen der Pietät durchdrungen sind? Ich sehe keinen Grund zu dieser Besorgniß.

Sollte vielleicht durch jene Gesinnungen eine Stimmung des Gemüths hervorgebracht werden, welche der wissenschaftlichen Thätigkeit ungünstig oder hinderlich wäre?

Die Erfahrung lehrt vielmehr gerade das Gegentheil. Wer sich immer anhaltend mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, weiß, daß die glücklichsten Stunden für den Studirenden die sind, in welchen er eine

innere Ruhe, — eine Harmonie und ein Gleichgewicht seiner Seelenkräfte empfindet, wodurch er in den Stand gesetzt wird, diese Kräfte mit Leichtigkeit zu bewegen, und auf den Gegenstand seiner Untersuchung oder Betrachtung hinzulenken. Diese Ruhe kehrt aber nur selten ein in einem schuldbewußten, — durch ungeordnete Neigungen zerstreuten, durch unherrschte Leidenschaften aufgeregten Gemüthe. Ihre liebste Heimat ist das Innere eines sittlich reinen Menschen, der sich mit Gott und mit sich selbst im Einklange fühlt.

Auch ist es nur die sittliche Kraft und Übung, welche dem Forscher jene Ausdauer und Beharrlichkeit verleiht, ohne die hier so wenig, wie in irgend einem anderen Gebiete menschlicher Thätigkeit etwas Großes geleistet werden kann.

Weit entfernt also, ein Hinderniß subjektiver Tauglichkeit zum wissenschaftlichen Berufe zu seyn, ist die religiös-sittliche Gesinnung vielmehr ein Erleichterungs- und Beförderungsmittel desselben.

Vielleicht liegt aber die Gefahr auf der objektiven Seite. Vielleicht wird der denkende Geist durch jene religiöse Vorstimmung des Gemüthes von dem Ziele abgelenkt, welches als das eigenthümliche Ziel der wissenschaftlichen Forschung zu betrachten ist.

Ich kann mich auch von dieser Gefahr nicht überzeugen.

Was den menschlichen Geist seit Jahrtausenden treibt und bewegt, rastlos zu suchen und zu forschen, ist die ihm inne wohnende unvertilgbare Sehnsucht nach Erkenntniß der Gründe alles Dessen, was ihn entweder in den räthselhaften Gestalten und Erscheinungen der Außenwelt umgibt, oder, was geheimnißvoll in seinem Innern vorgeht. Nicht zufrieden, die nächsten Gründe gefunden zu haben, steigt er aber zu immer höheren Erkennt-

nißquellen auf, bis er endlich einsieht, daß zu seiner vollen Befriedigung die Kenntniß des letzten und höchsten, des Grundes aller Gründe nöthig sei.

Ist es nun auch der geistigen Kraft des Menschen nicht gestattet, dieses Höchste zu fassen und zu begreifen; so wird er doch unwiderstehlich immer wieder darauf hingeführt. Nach allen vergeblichen Anstrengungen, auf anderen Bahnen volle Befriedigung zu finden, nach den seltsamsten Abwegen und Verirrungen sieht er sich immer wieder an der Stelle angelangt, auf welcher ihm nichts mehr übrig bleibt, als Gott, den er anerkennen muß, ohne ihn erklären zu können. Schon in den Schriften der erleuchteten Weisen des Alterthums finden sich Spuren und Andeutungen dieses Endpunktes aller wissenschaftlichen Forschungen und in den Werken der größten Denker späterer Jahrhunderte ist das Bekenntniß, daß alle menschliche Speculation zuletzt an diesem Punkte anlangt, wiederholt auf das Bestimmteste ausgesprochen. Schon Baco von Verulam sagte: „Die nur mit äusseren Lippen gekostete Philosophie führt von Gott hinweg, die mit vollen Zügen geschöpfte führt zu ihm hin“; — und Einer der neuesten Denker Wilhelm von Humboldt bestätigt diesen Ausspruch mit den Worten:

„Alles wahre Wissen führt zu Gott.“

Diese Bemerkung gilt übrigens keineswegs nur von der Philosophie allein, sie gilt von allen Wissenschaften, die Naturwissenschaft nicht ausgenommen.

Zwar kann sich die letztere wegen der materiellen Beschaffenheit und unendlichen Manigfaltigkeit der ihrer Beobachtung und Erforschung zunächst dargebotenen Objecte geraume Zeit auf nützliche, lehrreiche und interessante Weise beschäftigen, ohne auf den letzten Grund der Dinge zurückgehen zu müssen. Allein in der weiteren Entwicklung bleibt doch auch ihr der Mo-

ment nicht aus, in welchem sie wahrnimmt, daß zur Lösung gewisser Probleme weder Fernrohr, noch Mikroskop, noch chemische Mittel mehr hinreichen; in welchem auch sie sich gedrängt fühlt, den erdwärts gesenkten Blick nach oben zu erheben: und je größer die Masse des angehäuften Materials, je zahlreicher und scharfsinniger die empirischen Erklärungsversuche und Hypothesen in ihrem Gebiete werden, desto näher ist jener Moment.

Einen sprechenden Beweis hiefür liefert die Wendung, welche die Behandlung der Naturwissenschaft in der neuesten Zeit, wenn auch nicht allgemein oder vorherrschend, so doch bei einzelnen geistvollen Bearbeitern derselben genommen hat. Vielleicht nie hat diese Wissenschaft, was die Sammlung von Erfahrungen und Versuchen, die Schärfe der Beobachtungen auch des geringfügigsten empirischen Details, und die Verbesserung der hiezu dienenden Instrumente und Hülfsmittel betrifft, so außerordentliche Fortschritte gemacht, als seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts. Allein gerade diese Ueberhäufung mit einem von Jahr zu Jahr unübersehbarer werdenden Detail, das für den einzelnen Forscher dadurch entstehende peinliche Gefühl der Unmöglichkeit, diese Masse je zu bewältigen, vor Allem aber die Wahrnehmung, daß, so tief man sich auch in die Materie versenkt hatte, doch immer noch etwas übrig blieb, was eben so wenig, vielleicht noch weniger erklärbar war, als das, was man durch das Gefundene erklärt zu haben glaubte, — erzeugte allmählig das Bedürfniß, in dem Vielfachen und Zerstreuten die Einheit wieder herzustellen; und die wissenschaftlichen Versuche, diese Aufgabe zu lösen, führten neuerdings zu dem Urheber der Natur, — zu Gott zurück.

Schon der berühmte Chemiker D a v y sagt in seinen tröstenden Betrachtungen auf Reisen:

„Die Lehre der Materialisten war für mich immer, auch in der Jugend, eine kalte, schwere, trübe, unerträgliche Lehre; — — — ich sah in allen Kräften der Materie die Werkzeuge der Gottheit.“ — — —

„In der Betrachtung der Manigfaltigkeit und Schönheit der Welt um ihn her, und in der wissenschaftlichen Entwicklung ihrer Wunder wird der wahre Chemiker immer hinweisen auf jene unendliche Weisheit, deren Wohlwollen ihm vergönnt hat, sich des Wissens zu erfreuen. Indem er weiser wird, wird er stets auch besser werden; er wird zugleich in der Stufenleiter der Intelligenz und der Sittlichkeit aufsteigen; sein gestählter Scharfsinn wird einem erhöhten Glauben dienen, und in dem Verhältnisse, als der Schleier dünner wird, durch welchen er die Ursachen der Dinge erblickt, wird er mehr und mehr den Glanz des göttlichen Lichtes bewundern, das sich ihm sichtbar gemacht hat.“

Noch bestimmter bezeichnet Joh. Friedr. Wilh. Herschel in seiner Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft den Weg, auf welchem der denkende Naturforscher allmählig zu Gott hingeführt wird, indem er sagt:

„Der Mensch sieht, daß, wie sehr ihm auch das längste Leben und die größte geistige Kraft Fähigkeit zu eignen Entdeckungen, und Zeit zu Benützung fremder geben mag, dieses Alles nur dazu dienen kann, ihn an die wahre Gränze der Wissenschaft zu führen, und ihm einen entfernten Blick in jene unermesslichen Reiche zu gestatten, wohin noch kein menschlicher Gedanke gedrungen ist, die aber jenem höheren Wesen, dessen Spuren er durch die Schöpfung verfolgt, eben so bekannt seyn müssen, als die auffälligsten Wahrheiten, die er selbst täglich zu den gemeinsten Zwecken verwendet.“

Die Zahl solcher Zeugnisse von berühmten und tiefeingeweihten Kennern der Natur ließe sich leicht beträchtlich vermehren; allein ich unterlasse es, nicht nur aus Rücksicht auf die Gränze der meinem Vortrage zugemessenen Zeit, sondern auch aus Besorgniß, der Bescheidenheit zu nahe zu

treten, indem ich Namen nennen müßte, welche unserem eigenen Kreise angehören.

Wenn nun aber der bisherigen Darstellung zufolge das Endziel alles Wissens Gott ist, wenn jede bis an die äußerste Gränze ihres Vermögens fortgesetzte Forschung zu ihm hinführt, — wie kann da noch behauptet werden, daß eine sittlich fromme Gesinnung mit der Gefahr verbunden sei, den denkenden Geist von dem Ziele der Wissenschaft abzulenken; — eine Gesinnung, deren Grundlage und Inhalt ja doch selbst nichts Anderes ist, als eine im Gemüthe wurzelnde, und in dem Leben sich kundgebende Anerkennung Gottes?

Wer sich übrigens durch die bisherigen Gründe noch immer nicht bewegen fühlen sollte, jenes Bedenken aufzugeben, der möge die Geschichte zu Rathe ziehen.

Wäre das Bedenken wirklich begründet, so müßten die Wissenschaften ihre bedeutendsten Fortschritte solchen Männern zu verdanken haben, welchen das angebliche Hinderniß der Pietät nicht im Wege stand, und an Solchen hat es zu allen Zeiten auch unter den Fähigsten und Begabtesten nicht gemangelt.

Die Geschichte bezeugt uns aber vielmehr das Gegentheil.

Nur von sehr wenigen berühmten Führern der Wissenschaft ist mit Gewißheit hergestellt, daß sie Gottesfurcht und Sittlichkeit gering schätzten, oder wohl gar verachteten, und bei diesen Wenigen wäre vielleicht noch zu erwägen, ob sie zu ihrem Ruhme nicht vielmehr dadurch gelangten, daß sie gewissen, nicht wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Zeit huldigten und Vorschub leisteten, — als durch wahre Verdienste um die Wissenschaft selbst.

Von den Meisten aber, welche wirklich und unbestreitbar etwas Außerordentliches in diesem Gebiete geleistet haben, sei es nun durch großartige neue Entdeckungen, oder durch geniale Behandlung des Stoffes, läßt sich theils aus ihren hinterlassenen Schriften, theils aus den auf uns gekommenen Nachrichten über ihr Leben nachweisen, daß ihnen zugleich Religion und Sitte heilig waren.

Es kann hier meine Aufgabe nicht seyn, diesen Beweis durch eine erschöpfende, literärhistorische Darstellung zu liefern. Um zu zeigen, daß religiöse und moralische Gesinnung nie ein Hinderniß selbst nicht der höchsten literarischen Auszeichnung war, wird es genügen, auch nur einige Namen anzuführen, von deren Trägern ebenso bekannt ist, daß ihnen diese Auszeichnung gebührt, als daß sie von jener Gesinnung beseelt waren.

Ich nenne nur Leibniz, der alle Gebiete des menschlichen Wissens zu beherrschen wußte und doch das Höchste nie aus den Augen ließ; Newton, von dem erzählt wird, er habe nie den Namen Gottes ausgesprochen, ohne sich zu erheben und das Haupt zu entblößen; Linné, der die Natur nicht nur eine Königin, sondern auch eine Tochter Gottes nannte, und Nicolaus Copernicus. Wenn ich mir erlaube, bei dem zuletzt Genannten einige Augenblicke länger zu verweilen, so geschieht es nicht, weil etwa die ruhmvolle Erinnerung an diesen Mann einer Nachhülfe bedürfte, sondern weil einige Züge aus der Geschichte seines Lebens einen so tiefen Eindruck auf mich machten, daß ich mir nicht versagen kann, dieselben hier mitzutheilen.

„Copernicus war, — so erzählt und urtheilt sein Biograph G. Chr. Lichtenberg von ihm, — sich immer gleich. Vielleicht besaß nie ein Mann von solchem Geiste weniger Eitelkeit, als er, dessen Ruhm auch die größte befriedigen konnte. Was der immer thätige Mann für die Wissenschaften that, erfuhren gewöhnlich nur seine Freunde. Von diesen hing also gewis-

fermassen sein Ruf ab. Sie sprachen von ihm mit Freunden, und schrieben von ihm an Freunde. Aber mit der Nachwelt von ihm zu sprechen, dazu hatte wohl Mancher nicht einmal die Absicht, oder, wenn er sie hatte, nicht immer die Fähigkeit. Selbst von seinen unsterblichen Bemühungen über die Ordnung des Planeten-Systems hörte man zuerst von einem seiner Freunde. Das Werk selbst, die mühsame Frucht eines stillen, fast sechs- unddreißigjährigen Brütens wurde ihm gleichsam abgenöthigt, und die Welt, die er damit erleuchtet hat, erhielt es von ihm durch einen traurigen Tausch erst in dem Jahre, da sie ihn selbst verlor.“

Von seiner Lebensweise aber als er, von Rom zurückgekehrt, durch seinen Oheim — Bischof von Ermeland — ein Canonicat an dem Dom zu Frauenburg erhalten hatte, berichtet Lichtenberg nach historischen Zeugnissen noch Folgendes:

„Sobald Copernicus in den ruhigen Besitz seiner neuen Stelle gekommen war, setzte er sich zur Richtschnur drei Lebensregeln vor, die er sich strenge zu beobachten vornahm, und die er auch, — wie es sich aus des Mannes ganzem Charakter hätte berechnen lassen, — strenge beobachtete. — Erstens — vor allen Dingen seinen gottesdienstlichen Geschäften abzuwarten; zweitens — keinem Armen, der von ihm als Arzt Hülfe verlangte, — (denn Copernicus war auch Doctor der Arzneiwissenschaft), — seinen Beistand zu versagen; — endlich drittens — alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen.“ — So weit Lichtenberg.

Raum ist es möglich, das Bild eines anspruchloseren, stilleren und frömmern Lebens zu zeichnen, als das Leben dieses Mannes war; und dennoch war Copernicus der Wiederhersteller der Astronomie nicht nur in Deutschland, sondern aller wahren Astronomie in Europa überhaupt!

Lassen Sie uns endlich nicht vergessen, meine Herren! daß die Pflanzstätten der Wissenschaft, welchen Europa seit Jahrhunderten die höhere Bildung verdankt, — daß die Universitäten selbst ein Werk der Pietät sind.

Die Gründer dieser Anstalten erkannten den Werth der Wissenschaft in ihrem vollen Umfange; und sie priesen ihn auch mit begeisterten Worten. So nennt die Stiftungs-Urkunde unserer Universität „Lehre und Kunst eine der mercklichsten und vordersten Seligkeiten, die die Menschen in diesem vergänglichen Leben erreichen mögen;“ der Stifter der Universität Freiburg nennt dieselbe „einen Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unausföglich geschöpft werden möge erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit zur Erlöschung verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit“, und die Bestätigungs-Urkunde der Universität Wien begrüßt die neue Anstalt als „lux justitiae et veritatis.“ Allein eben deswegen, weil die Stifter den hohen Werth der wissenschaftlichen Erkenntniß und den beglückenden Einfluß derselben auf alle Zustände und Verhältnisse des menschlichen Lebens einsahen, — eben deshalb glaubten sie, ihre Dankbarkeit für die ihnen von der Vorsehung verliehene irdische Macht und Herrlichkeit durch keine bessere That an den Tag legen zu können, als durch die Gründung der Universitäten.

Diese Dankbarkeit gegen Gott ist in den mir bekannten Fundations-Urkunden, insbesondere in der unserer eigenen Universität ausdrücklich als ein wesentlich entscheidender Beweggrund an die Spitze gestellt.

In dieser Beziehung kann man daher mit voller Wahrheit sagen — die Wissenschaft, welche die Pietät verstoßt, verstoßt ihre eigene Mutter.

Was ich Ihnen nun bisher vorgetragen habe, meine academischen Freunde und Mitbürger! wird, wie ich glaube, hinreichen, Sie zu überzeugen, daß Sie nicht Ursache haben, das mir gegebene Versprechen zu be-

reuen. Halten Sie männlich fest an diesem Versprechen! Die treue Erfüllung desselben wird Sie in der Erfüllung Ihres wissenschaftlichen Berufes nicht stören oder hindern. Sie wird Ihnen vielmehr Muth und Stärke dazu verleihen, und Störungen abhalten, welche — glauben Sie mir — gewiß nicht lange ausbleiben werden, sobald Sie einmal den betretenen Weg verlassen haben.

Als letztes Wort an Sie fasse ich noch kurz zusammen, was meine innigste Ueberzeugung in dieser Sache ist.

Ich spreche dieses Wort mit Bedacht und Ueberlegung aus.

Schenken auch Sie ihm einen Augenblick ernster und besonnener Prüfung, ehe Sie es verwerfen.

„Was dem Menschen zu allen Zeiten das Höchste und Heiligste war, darf auch die Wissenschaft nicht ignoriren oder hochmüthig von sich stoßen. Thut sie es doch, so sinkt ihr Geschäft entweder zu einem trübseligen Empirismus herab, der den Geist nicht befriediget, oder es artet in eine unerquickliche, wo nicht gar frevelhafte Sophistik aus, für welche die Menschheit nie einen Dank hatte, und für welche sie wahrlich auch keinen schuldig ist.“

Dixi.

